

Die Akzentuation des Lydischen

0. Die Überprüfung einer zunächst als nebensächlich erscheinenden Detailfrage, nämlich der Wortgleichung¹ lyk. *ḡḡē* = lyd. *tašēv* '(Bezeichnung eines Inschriftenträgers)', hat zur Aufstellung von Thesen zum lydischen Akzent geführt², die sich zu einer übergreifenden Theorie der lydischen Akzentuation zusammenschließen. Der erste Schritt bestand in einer Untersuchung des speziellen Problems, weshalb der zweite Vokal von *tašēv* nasalisiert ist, und zog die Durchsicht aller lydischen Belege für Nasalvokale nach sich. Ihre Verteilung in den einzelnen nasalisierten Wortformen des Lydischen bestätigte die schon durch das lykische Glied der Gleichung suggerierte Vermutung, daß die Nasalität an den Akzentsitz gebunden sei – wie überdies auch schon von anderen Forschern angenommen worden ist³. Nachdem einmal fester Boden betreten war, zog die Untersuchung immer weitere Kreise und erbrachte ein sich in zunehmendem Maße vervollständigendes Bild vom Vokalismus der betonten und der unbetonten Silben. Die Vorlage einer detaillierten Beweisführung mit Aufarbeitung der philologischen Probleme und der linguistischen Implikationen wird freilich erst im Laufe der Zeit nach und nach erfolgen können. Deshalb erscheint es sinnvoll, zunächst einmal das System "où tout se tient" im ganzen vorzulegen und für sich sprechen zu lassen. Sicherlich dürfen die Ausführungen auch auf das Interesse des Jubilars rechnen, der sprachwissenschaftlichen Fragen der indogermanisch-anatolischen Sprachgruppe stets Augenmerk gewidmet und mehrfach selbst in die Diskussion eingegriffen hat.

¹ Verf., *Orientalia* 52 (1983) 62, wo für die Vorform des Lykischen bereits die Akzentstelle (**tidasón*) rekonstruiert wurde.

² Verf., *MSS* 45 (1985) 19f. Anm. 29. Dort findet sich die Andeutung, daß der nasale Ausgang von lyd. *tašēv* auf eine oxytone Grundform weist. In einer ungefähr gleichzeitig erschienenen Erörterung der Nasalfrage (R. Gusmani, *Kadmos* 24, 1985, 79–80 mit Fußn. 18) sind die lydischen Verhältnisse noch als ungeklärt beurteilt worden.

³ Insbesondere ist hier zu nennen M. L. West, *The Lydian Accent*, *Kadmos* 13 (1974) 133–136. Im Gegensatz hierzu faßt D. G. Miller, *Traces of Indo-European Metrie in Lydian*, *Studies presented to ... Roman Jakobson by his students* (Cambridge, Mass. 1968), 207–221 (speziell 208) die nasalisierten Vokale als Längen oder jedenfalls als 'heavy' auf; auch dies bedeutet schon einen ersten Schritt in Richtung auf die Akzenttheorie.

1. hat man aus einem großrussischen oder weißrussischen Text – in phonemischer Transkription ohne Akzentzeichen vorliegend – die Akzentuation zu ermitteln, so kann man viele Akzentstellen schon allein aufgrund der Vokalmuster bestimmen. Z.B. sind großruss. *’p’er’* 'jetzt' und *zwaśc* 'gut' aufgrund des Auftretens von *e* und *o* als endbetont erkennbar. Charakteristisch ist, daß das Vokalinventar der betonten Silben mehr Phoneme als das der unbetonten Silben enthält.

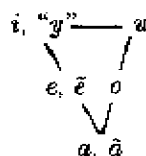
Für das Lydische sind als Vokalzeichen (hier in Transkription wiedergegeben) belegt:

a, ā, e, ē, o, u, i, y

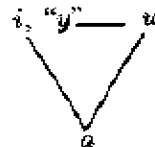
Dabei treten bei *a* und *i* gelegentlich Doppelschreibungen auf.

Die Untersuchungsergebnisse zu den Vokalmustern lydischer Wortformen beinhalten folgende Verteilung der Vokale auf betonte und unbetonte Silben:

a) betonte Silben



b) unbetonte Silben



Hinzu kommt, daß die Doppelschreibung *aa, ā* auf betonte Silben beschränkt ist. Hinsichtlich der unbetonten Silben ist noch mit dem Auftreten von „silbischen“ Liquiden, Nasalen und Sibilanten(?)⁴ zu rechnen, also:

*l, ł, r, m, n, ŋ, (s?, *s?)*

Man kann sich die phonetische Realisation so vorstellen, daß vor oder hinter diesen Lauten ein Murrelvokal **a* auftritt, der gelegentlich sogar in der Schrift (durch „*u*“) bezeichnet wird. Die „silbischen“ Laute sind aufgrund der Phonemdistribution als solche bestimmbar (im Inlaut interkonsonantisch, im Auslaut postkonsonantisch). Die Regel der Beschränkung

⁴ Um der Systematik willen wird ausnahmsweise bereits hier eine Möglichkeit mitberücksichtigt, deren Beurteilung nur vom Standpunkt der Metrik aus mit Aussicht auf Erfolg zu unternehmen ist. Die silbische Bewertung von *i* in *ll,4 kšbjalks* findet sich schon bei M. L. West, Kadmos 11 (1972) 170. Unter Umständen ist in der Dichtersprache mit Reminiszenzen aus der Zeit vor der Vokalsynkope zu rechnen.

auf unbetonte Silben ist vorsichtshalber zunächst so zu fassen, daß Einsilbler von ihr ausgeschlossen bleiben.

2. Setzt man den dargestellten Befund in Einzelregeln zur Erkennung der Akzentstelle einer gegebenen lydischen Wortform um, so ergibt sich ein Code im Umfang von sieben Paragraphen:

1. Enklitika sind unbetont (z. B. *-av* 'ihn', *-ît*, *-in*). (Die Bestimmung der Enklitika als solcher ist in den traditionellen Darstellungen schon geleistet.)
2. Nasalvokale (*ā*, *ē*) sind betont und dürfen im Simplex nur einmal auftreten. Enthält eine Wortform zwei Nasalvokale, so ist nach einer Kompositionsfuge zu suchen (z. B. *fēn-cāv*, aber auch *ān-rēt*).
3. *e*-Laute (*e*, *ē*) sind betont. Zwei orale *e*-Laute pro Wortform kommen nicht vor. Zu Folgen *ē-ē* siehe § 2, entsprechend ist auch *ē-e* zu analysieren (z. B. *ēt-wersn*).
4. Der *o*-Laut (*o*) ist betont. Zwei *o*-Laute pro Wortform kommen nicht vor. Besteht Konflikt mit § 2 oder § 3, so ist nach einer Kompositionsfuge zu suchen (z. B. *fēn-trol*).
5. Silben mit Vokaldoppelschreibung (*aa*, *ii*) sind betont.
6. Oralvokal *a* vor Nasal (*m*, *n*, *v*) ist unbetont⁵. Oralvokal *e* (betont nach § 3) tritt in dieser Position nicht auf (⁺*qalēm* ist nicht akzeptable Lesung).
7. „Silbische“ Liquiden (*l*, *λ*, *r*), Nasale (*m*, *n*, *v*) und Sibilanten (?) sind – zumindest in Nichteinsilblern – unbetont. (Vor mechanischer Umkehrung dieser Regel, dahingehend, daß die entsprechenden „Voll-diphthonge“ betont seien, muß man sich hüten, da zumindest neben *a* steigende sowie fallende „Diphthonge“ *ar*, *ra* usw. auch in unbetonter Silbe auftreten, z. B. *ankāv* mit unbetontem „Nasaldiphthong“ *an* nach § 6.)

Enthält eine Wortform nur die oralen Eckvokale (*a*, *i*, *u*) des lydischen Vokaldreiecks und ferner keine „silbischen“ Liquiden (usw.), so kann im Fall der Existenz geeigneter verwandter Formen ein indirektes Verfahren zur Bestimmung des Akzentsitzes angewandt werden:

8. Ist die Akzentstelle einer Schreibvariante nach § 5 oder die einer Deklinationsform desselben Paradigmas nach § 1 bis § 7 zu ermitteln,

⁵ Die Ausnahme 108,1 ⁺*wanaš* (mit Korrektur beim folgenden Nasal, siehe Kadmos 24, 1984, 80) halte ich für einen Fehler, da derselbe Text in Zeile 4 das übliche *wānaš* bietet. Ansonsten begegnet *a* statt *ā* vor Nasal nur einmal im fremden Namen (griech.) *aziksantrai* 50,2 (mit Korrekturspuren), der sonst mit *ān* geschrieben wird.

so darf für die fragliche Form die gleiche Akzentuation angenommen werden, z. B. *bīāid* nach *bīāāid* (§ 5), *āiās* nach *āiēr* (§§ 2–3), *Mīāmas* nach *Mīāmas* (§ 6) und nach *Mīāms*, *Mīānti* (§ 7).

Dieses indirekte Verfahren ist auf die Voraussetzung gegründet, daß die Vokaldoppelschreibung stets an dieselbe Stelle einer Wortform gebunden ist (*bīāid* ~ *bīāāid* usw.), aber nie **bīāid*) und der Akzent innerhalb des Paradigmas in allen beobachtbaren Fällen unbeweglich bleibt (z. B. *wāāās*, *wāāāi*, *wāāān*, aber nie **wāāāi*, **wāāān*).

Anm.: Hier nicht herangezogen ist der Vokal 'u' als Identifizierungskriterium für unbetonte Silben, da sein Auftreten ohne weitere Kenntnisse nicht zu beurteilen ist. Man kann sich jedoch an die Faustregel halten, daß u nur in fremden Namen (*kulumā**) und im Falle von Samprasarana (*mruwāid* ~ *mruāid*) sicher betont vorkommt und ansonsten auf potentiell schwachtonige Wortformen (Pronomina, Adverbien, Partikeln) beschränkt ist. (Von der dritten Versposition und a fortiori vom Reim ist u ausgeschlossen.)

3. Zum Beweis obiger Aufstellungen mag hier dienen, daß alle Fälle, in denen die Akzentbestimmung nach zwei oder mehreren Regeln unabhängig durchführbar ist, stets ein widerspruchsfreies Ergebnis aufweisen, z. B.

a) *-av* (Enklitikum nach traditioneller Auffassung) unbetont nach § 1 und § 6; enklitisches **-āv* wäre unmöglich;

b) *antōlāv*: Beide a-Laute unbetont nach § 6, c betont nach § 4; unmöglich wäre **antōlāv* usw., sofern keine Kompositionsfugen vorliegen;

c) *wāānāv*, *śvāānāv*: a unbetont nach § 6, ā betont nach § 2; unmöglich wären nichtenklitisches **wanāv* oder unkomponierte **wānānāv*, **śvāānāv*;

d) *tēmāāv*, *śānēr*: ē betont nach §§ 2–3, a unbetont nach § 6; unmöglich wären unkomponierte **tēmāvāv*, **śānēr* und selbst bei Enklise wären **temāāv*, **śānēr* mit e vor Nasal nicht zulässig;

e) *mīwāāndāv*: ē betont nach §§ 2–3, a unbetont nach § 6, ī unbetont nach § 7;

f) *vāāāās*: ś unbetont nach § 7, a betont nach indirekter Bestimmung (§ 8) aufgrund des Vergleichs mit *vāāāi* (§ 5);

g) *tāāāāv*, *āāv*: aa betont nach § 5, a unbetont nach § 6;

h) *tāāāi*, *tāāān*, *qāāāi*: aa betont nach § 5, ī und a unbetont nach § 7;

i) *trfāāv*, *brāāv*: ā betont nach § 2, r unbetont nach § 7;

k) *Qāāānāi*: ā betont nach § 2, die beiden ī unbetont nach § 7;

l) *āāāāv*: Zweite Silbe betont^a nach § 2 und § 5;

m) (ni) *qāāāi*: ī unbetont nach § 7, a betont nach § 8 aufgrund des Vergleichs mit (nāi) *qāāāi* und (nāi) *qāāāi* mit āi nach § 5;

^a Zur möglichen Dublette *āāv* siehe Fußn. 7.

n; *rélmān*, *ésav*⁷, *ésav*; *e* betont nach § 3, *a* unbetont nach § 6, *m* unbetont nach § 7; unmöglich wären unkomponierte **reimān*, **esōv*, **esōv*; o; *ōtrav*; *o* betont nach § 4, *a* unbetont nach § 6; unmöglich wäre unkomponiertes **otrāv*.

p; *émis*: Initialakzent nach §§ 2–3 sowie indirekt nach § 8 durch Vergleich mit *éminav* (§§ 2–3.6) und *ém2*, *émv* (§§ 2–3.7).

Bei der meisten dieser Beispiele läßt sich jede einzelne Silbe nach je verschiedener Regel akzentuell bestimmen (außer I: *asāāv*). In einigen Fällen ist sogar Mehrfachbestimmung derselben Silbe möglich (Beispiel a: *av*; Beispiel I: *asāāv*). Nun ist weiter deutlich, daß aufgrund des allgemeinen Charakters der zu vermutenden kulminativen (gipfelbildenden) Akzentuation nur jeweils eine Silbe einer unkomponierten Wortform betont ist. Damit ist im Falle der Identifikation einer Silbe als betont oder unbetont schon eine Option für die Akzentqualität anderer Wortsilben vorgenommen. Hat man die Mittelsilbe von *mlwéndav* nach §§ 2–3 als betont bestimmt, so steht bereits fest, daß die beiden Randsilben unbetont sein müssen, falls nicht gerade ein Kompositum vorliegt. Wenn dann die Einzelbestimmung der anderen Silben in allen möglichen Fällen hiermit kongruiert (2. und *av* in *mlwéndav* sind nach § 7 bzw. § 6 tatsächlich unbetont), zeigt dies, daß der die acht Bestimmungsparagraphen enthaltende Regelcode die besten Chancen hat, richtig zu sein. Auch ohne genaue Kenntnis der einzelnen Schritte des Entschlüsselungsverfahrens, mit dessen Hilfe die Regeln dem lydischen Sprachmaterial abgerungen werden konnten, ist man in der Lage, das erzielte Regelsystem allein nach dem Erfolg seiner Anwendung auf die Wortformen zu beurteilen.

Komplikationen ergeben sich, sofern ich nichts übersehen habe, nur im Fall potentiell schwachtoniger Formen (*lamv*: Enklise einer schwachtonigen Verbalform?) und im Falle der Komposita. Die meisten der nun anzunehmenden Komposita sind freilich in der traditionellen Forschung schon lange als solche identifiziert. Wenn nun einige weitere hinzuzunehmen sind (z. B. *ān-rēt*, *asēn-tol*?, *el-ōs*?, *bēt-owlis*?), so wird man über

⁷ Zu *ésav* 'den Nachkommen(?)' wird eine etymologische Akzentdublette in 50.6 (I) *asāāv* 'einen Nachkommen(?)' vorliegen, falls die Lesung mit anlautendem *a* zutrifft. Jedenfalls ergibt sich bei dieser – etymologisch auf der Hand liegenden – Hypothese anscheinend ein besserer Sinn als bei der üblichen Deutung. Man vergleiche (3) ... *esn taen tim[ēls brēn[is fēnol* (5) *lefā (i. farav rawol akm)* (6) *(asāāv bill akm)*, *lefā* (7) *sarēas* (Eichner:) „Diese Votivtafel hat Timēls Brūntis geweiht. Dem hat Zeus den/einen Soundso gesoundsot (z. B. 'den Wunsch erfüllt', 'das Gebet erhört', 'das Opfer belohnt') und hat ihm einen Nachkommen (?) gegeben. Ihm (sc. dem Sproß) (möge) Zeus gewogen/Schützer(?) (sein)'“ mit (Meier-Brügger in Serta Indogermanica ... G. Neumann, Innsbruck 1982, 202 unter Berufung auf Gusmani): „... Zeus hat ihm Schutz gewährt, ihm gab er Günst (2), ihm (war)st (über) Zeus gnädig sein“ (griech. kret. und phoenizisch). – Vgl. neuerdings Gusmani, Kadmus 24 (1984) 80 mit Übersetzung ...“.

diesen Punkt diskutieren können. Das bei den Komposita zugelassene Auftreten zweier akzentgebundener Vokale in derselben Wortform kann entweder als Indiz für Neben- oder Doppelsakzent (vgl. etwa ai. *bīhas-pāti-*) oder aber für analogische Ausgleicherscheinungen (Angleichung unbetonter Kompositionsglieder an die Lautung der entsprechenden Simplicia) aufgefaßt werden.

4. Das reibungslose Zusammenwirken der verschiedenen Regeln gewährleistet, daß die hier zugrunde liegenden Akzentgesetze nicht in der fernen Vorgeschichte des Lydischen angesiedelt (vgl. z. B. das Vernersche Gesetz des Germanischen), sondern – zumindest weitgehend – noch synchron wirksam sind. Es ergibt sich ein freier, d. h. nicht grundsätzlich an eine bestimmte Silbenposition im Wort gebundener Akzent, der im wesentlichen als Erbe aus der urindogermanischen Grundsprache aufzufassen ist*. Erneuert hat das Lydische oder Vorlydische in Form von Ersetzung des wohl vorwiegend musikalischen uridg. Akzents durch einen Druckakzent, der zahlreiche Sprachwandel bewirkt und so die beobachteten Vokalisationsmuster geschaffen hat. Mit der Feststellung dieses Akzents eröffnet sich ein weites Feld für die Erforschung der lydischen Lautgesetze und damit auch für die fortschreitende Erhellung der anatolischen und überhaupt der indogermanischen Sprachgeschichte. Soweit sich schon jetzt erkennen läßt, passen die neuen Erkenntnisse gut in den Rahmen der schon vor über einem Jahrzehnt veröffentlichten Ergebnisse zu den uranatolischen und den hethitischen Akzentgesetzen¹. Damals konnte das Ge-

* Fälle von paradigmatischem Akzentwechsel wie im Hethitischen sind im Lydischen nicht festzustellen, vgl. heth. *te(-e)-kán* 'Erde' < uridg. **d^hē^hōm* (betonter Vokal in offener Wortsilbe hethitisch gelängt, Länge in dieser Position wird durch fakultative Pleneschreibung bezeichnet); gegenüber heth. *ták-ni-i* 'der Erde (Dat.)' < uridg. **d^hǵ^hméi* (mit Monophthongierung *ei* > *ē* > *ī* und Erhaltung der Länge unter dem Akzent; im Auslaut erfolgt fast regelmäßige Pleneschreibung, da hier auch Kurzvokal möglich wäre). Jedoch ist unterschiedlicher Akzent im Wortbildungsverband möglich, vgl. lyd. *éneis* 'mein' (lyk. *ēni* 'mein') gegenüber lyd. *amēa* 'ich, mir' (~ lyk. *amu, emu, ēmu*) mit Endbetonung oder mit Schwachtonverteilung (vgl. heth. *am-mu-uk* 'mir', 'ich', stets ohne Pleneschreibung im Anlaut).

¹ Die Untersuchung ist am gesamten damals veröffentlichten hethitischen Textkorpus nach der gleichen strukturbezogenen Methode vorgenommen worden wie jetzt die Untersuchung zum Lydischen, nur war bei den betreffenden Regeln wegen ihrer historischen Tiefe zusätzlich intensives sprachgeschichtliches Raisonement vonnöten. Neuerdings haben es L. R. Hart und A. Morpurgo Davies unternommen, eine ausreichende Zurechnungsannahme des schon lange Ermittelten den mühsamen Weg noch einmal ganz von vorne zu gehen. Morpurgo Davies hat zur Lenition der Verbalendungen der luvischen Sprachgruppe (vgl. Verf., MSt 31, 1973, 80 zu lyk. *āiāiādi, adi, adē, ayā ~ azā*) das philologisch teils schwer erschließbare – und von mir seinerzeit noch beiseite gelassene – Material durchgearbeitet und die beiden schon bei mir (siehe Anm. 11) geschiedenen Unterarten der Lenition (hinter betontem Langvokal bzw. zwischen unbetonten Vokalen) eben-

setz der Kürzung aller unbetonten Längen (einschließlich der schon zu Langvokalen monophthongisierten idg. Kurzdiphthonge)¹⁰ und das Gesetz der auf die Längenkürzung folgenden „Lenition“ der Konsonanten hinter den verbliebenen Längen für die uranatolische (d. h. allen idg.-anatolischen Sprachen vorausliegende gemeinsame) Entwicklungsstufe postuliert werden¹¹. Daran schloß sich die Feststellung der spezifisch hethitischen Akzentgesetze, nämlich des Gesetzes der Gemination der meisten konsonantischen Dauerlaute hinter Kurzvokal in Nachbarschaft des Akzents¹² und der Gesetze für die Längung fast aller akzentuierten Kurzvokale im absoluten Anlaut sowie in offener Inlautsilbe, eventuell auch für die Längung gewisser akzentuierter Kurzvokale in geschlossener Silbe¹³. In Zusammenhang damit konnte auch die Rolle der hethitischen Pleneschreibung als Längenbezeichnung grundsätzlich geklärt werden¹⁴.

falls festgestellt (KZ 96, 1983, 245–270, speziell 269: „voiceless *t was preserved after a short stressed vowel but merged with *d after a long accented vowel or diphthong and between unaccented vowels“; die erste Regel ist – wegen der speziell lyrischen Verschärfung von *d usw. in Nachbarschaft des Akzents [so meine Beurteilung des Öpschen Gesetzes] – nicht gerade glücklich formuliert).

¹⁰ Verf., MSS 31 (1973) 79, 86 Anm. 15, 90 Anm. 30 und von da an im gegebenen Zusammenhang der weiteren Arbeiten.

¹¹ Verf., MSS 31 (1973) 79ff. (vgl. auch 100 Anm. 88) und von da an mehrfach in weiteren Arbeiten, z. B. M. Mayrhofer / M. Peters / O. E. Pfeiffer, Akten d. VI. Fachtagung (Wiesbaden 1980), 146 Fn. 69. Wieso das vorgelegte Material, auch wenn inzwischen aufgrund von philologischen Neuerkenntnissen einige Abstriche zu machen sind (*epurita-*, *ipulhi-*) und zu einigen Analysen gute Alternativen existieren (*ekw-*), nicht beweiskräftig sein soll (vgl. E. Neu, Studien zum endungslosen „Lokativ“ des Hethitischen, Innsbruck 1980, 17 Fußn. 37: „Die Lenitionsregel bedarf m. E. noch weiterer Absicherung“, ohne Andeutung des Grundes für diese Skepsis), ist mir nicht ersichtlich.

¹² Verf., MSS 31 (1973) 100 Anm. 88 und von da an mehrfach in weiteren Arbeiten. Die von N. Oettinger, Die Stammbildung des hethitischen Verbums (Nürnberg 1979), 447 f. angenommene Alternativregel 𐎶𐎵 > 𐎶𐎶 enthält eine vom Material her nicht einleuchtende Beschränkung auf Zweisilbler, außerdem ist übersehen, daß der Ansatz einer Kürze für die unbetonte zweite Silbe (wegen der allgemeinen Kürzung langer Vokale in unbetonten Silben, wonach keine erhebliche Restitution durch Analogie eingesetzt hat) als Bedingungsfaktor kaum am Platze sein kann. Unklar bleibt bei Oettinger der für die Zeit seines Lautgesetzes anzusetzende Umfang von „offenen ersten Silben“, da ja die Silbengrenzen infolge der Konsonantengemination (z. B. *s > ss) oft Verschiebungen erlitten haben. Völlig verfehlt ist schließlich der 448 e-hobene Anspruch auf uranatolisches Alter des Gesetzes, da die zur Begründung herangezogene Form pal. *mūsi* (< *mōg₂si nach Verf., 5. Fachtagung, 86 Fußn. 6) auch nach Oettingers Deutung der *hi*-Konjugation keine Schwundstufe (und damit kurzes *u*) fortsetzt.

¹³ Hier liegt das anscheinend schwierigste Problem der hethitischen Akzentregeln vor.

¹⁴ Z. B. Verf., Untersuchungen zur hethitischen Deklination, Ph. D., Slangen (Gütersloherstr. 1975), 112 ff.

Doch sind die vielen Probleme des Keilschriftentüblers einer Rezeption bisher im Wege gestanden. Im Falle des Lydischen mit seiner Alphabetschrift sind nun trotz der geringeren Verständlichkeit der Texte vielleicht bessere Voraussetzungen für die wissenschaftliche Rezeption gegeben.

Die für das Uranatolische und Hethitische vom Verfasser sowie die für das Keilschriftluvische von B. Čop aufgestellten Akzentregeln¹⁵ setzen einen frei beweglichen Akzent mit lautgeschichtlicher Folgen (d. h. von einiger Intensität) voraus. Auch das Lykische weist schon nach dem wenigen, was durch die Synkope einigermaßen erkennbar wird, ganz in diese Richtung. Der lydische Befund fügt sich also harmonisch in diese Reihe und bildet ein weiteres Glied in einer zunehmend umfassenderen und festeren Beweiskette.

5. Das eben dargestellte Akzentuierungssystem ist ohne Rekurs auf die lydische Metrik aufgestellt worden, um so die Gefahr eines Zirkelschlusses – vom Versiktus auf den Wortakzent und umgekehrt – von vorneherein zu bannen. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß ein Teil der Ergebnisse von mit der lydischen Metrik befaßten Forschern schon vorweggenommen worden ist. Während man früher eher glaubte, die Metrik weise auf Finalakzent¹⁶, konnte Martin L. West die oben in §§ 2.5.7 allein nach den Vokalmustern gegebenen Regeln in ähnlicher Gestalt schon vor geraumer Zeit aus einer Kombination metrischen und sprachlichen Rasonnements gewinnen¹⁷. Da dieser Ansatz in der Forschung nicht aufgegriffen

¹⁵ B. Čop, Eine iuwische orthographisch-phonetische Regel, IF 75 (1970) 85–96 (speziell 96).

¹⁶ O. A. Danielsson, Zu den lydischen Inschriften, Uppsala/Leipzig 1917, 7–8 mit Fußn. 8 referiert erst Littmann (Barytonese ~ Oxytonese) und führt dann aus: „Es kann hinzugefügt werden, dass eine Metrik mit Ultima-Assonanz ... sich schwerlich mit barytonierendem Accente vereinigen lässt, sondern eher die Annahme des Gegenteils nahe legt“. Die vorsichtige Vermutung von Oxytonese findet man weiter auch bei R. Guarnari, „Le iscrizioni poetiche lidie“, in Studi Triestini di Antichità in onore di Luigia Achillea Stella (Trieste 1975), 255–270 (speziell 262: „Si osserverà che, per quanto possa apparire inatteso, non ci sono indizi contro l'ipotesi di un'accentazione finale in lidio, anche se non ve ne sono altri a favore, tranne forse la stabilità pressoché generale della sillaba finale di contro ad alcuni casi di sincope e anaptissi in quelle interne“ [ein durch den Befund nicht gestütztes Urteil]). Eine ähnliche Einschätzung findet man in gewissem Grade selbst noch bei M. L. West, Kadmos 13 (1974) 134: „The most natural explanation will be that it [sc. the distribution] has to do with the location of the word-accent. If we suppose that this was in general arranged to coincide with the verse-ictus, then the data will be most simply accounted for by the principle that the accent usually falls on the final or penultimate syllable, and in the case of disyllables and trisyllables must often on the final.“ (Sperrung vor mir.)

¹⁷ Die entscheidenden Ausführungen stehen in Kadmos 13 (1974) 134–135: „The vowels identified as long by metrical criteria are *aa*, *ā* and *ē*“ ... „There does

und in Gusmanis Berichterstattung¹⁸ keines Worts gewürdigt wurde, ist zunächst einmal hervorzuheben, daß Wests Schlußfolgerungen nun in zentraler Hinsicht als voll gerechtfertigt erscheinen. Andererseits stellt sich natürlich auch die Frage, wie das Verhältnis von Wortakzent und Versbau aufgrund der jetzigen umfassenderen Akzenttheorie zu beurteilen ist. Obwohl eine erschöpfende Untersuchung hier nicht durchgeführt werden kann¹⁹, möchte ich doch auf einige wesentliche Dinge kurz hinweisen.

Eine – ebenfalls von M. L. West vorgeschlagene – Analyse der zwölfsilbigen Verszeile in vier dreigliedrige „Metra“²⁰ erweist sich als adäquat. Die lydische Metrik ist nicht quantifizierend, sondern offensichtlich akzentuierend – wie bei einer Sprache mit (nach Ausweis der vielen Vokalsynkopen) starkem Druckakzent eigentlich ja gar nicht anders zu erwarten. Sie bringt deshalb zusätzliche Informationen in Fällen, bei denen die obigen Akzentregeln versagen. Ein Beispiel soll zunächst zur Veranschaulichung der Möglichkeiten dienen. Dabei steht der Einfachheit halber '△' für die

„when, then, to be a correlation between quantity and stress“. Durch die Kombination beider Annahmen gerät West ganz in die Nähe meiner Paragraphen „fünf und zwei“, doch rückt bei ihm die für mich sekundäre Frage nach der Quantität (vgl. etwa die Verhältnisse des Russischen) zu stark in den Vordergrund: „It is presumably the limitation of the accent which restricts the incidence of long vowels, whether because long vowels were shortened in unaccented position or because original short vowels were lengthened in accented positions“. Auf S. 136 gelingt dann West anläßlich der Erörterung des Gottesnamens *Lamëtru-* < **Lēmëtru-* < griech. Δραμ(ε)ρ wieder beinahe die entscheidende Erkenntnis, doch dringt er von der Einzelhypothese nicht zur Generalisierung vor und bricht seinen Aufsatz unvermittelt ab. Auf die Hypothese zu *Lamëtru-* wird bei der sprachgeschichtlichen Auswertung der neuen Akzentuations-theorie zurückzukommen sein.

¹⁸ B. Gusmani, Lydisches Wörterbuch, Ergänzungsband, Lieferung 1 (Heidelberg 1980) verzeichnet West p. 13 in der Bibliographie und führt ihn in der Lautlehre S. 21 (§ 1 – unterschiedslos zusammen mit wenig erleuchtender Literatur genannt; zum Problem der Schreibung *aa* an, ohne die Westsche Argumentation auch nur zu streifen.

¹⁹ Es würde eher nachteilig als nützlich sein, hier schon gleich eine komplette Skizze der lydischen Verslehre geben zu wollen. Die Beschränkung auf einige wenige Gesichtspunkte liegt im Konzept vorliegenden Aufsatzes und nicht etwa daran, daß ich glaubte, man könnte momentan aus den Fakten „nicht mehr herausholen“. Da außer dem Endreim auch Fälle von Stabreim auftreten, der Vers zudem akzentuierend und silbenzählend ist und feste Kadenz aufweist, bietet sich neben vielem anderen z. B. ein detaillierter typologischer Vergleich mit der reifizierten Technik der altnorwegischen Skaldendichtung an, in deren literarischem Formenschatz alle fünf genannten Phänomere ebenfalls einen festen Platz haben.

²⁰ M. L. West, „Lydan metre“, *Kadmos* 11 (1972) 165–175; die sehr interessanten Analysen können m. E. in verschiedenen Punkten verbessert werden, vgl. die eben im Haupttext gegebener Beispiele.

betonte, '○' für die unbetonte und '×' für die nach den obigen Akzentregeln noch unbestimmte Silbe²¹.

- a) 11,2 *wānraś* *wic*₁ *arē*₂ *katarēd*₃ *kynś* *iskōś*₄
 ◡ ○ ◡ | ○ ○ ◡ | ○ ○ ◡ | ○ ○ ◡ |
 I. II. III. IV.

- b) 11,1 *est* *mrwaād* *saristrōś*₁ *šfarwad*₂ *āstrkōl*₃
 ◡ ○ ◡ | ○ ○ ◡ | ○ × × | ○ ○ ◡ |
 I. II. III. IV.

- c) 11,9 *šfārdak* *ar*|*tīmuā* *dā*₁| *caqrālā*₂ *āstrkōl*₃
 ◡ ○ × | × × ◡ | ○ ○ ◡ | ○ ○ ◡ |
 I. II. III. IV.

Die auf den ersten Blick nicht ersichtliche Akzentuationsratio von *šfārdak* ergibt sich entsprechend der grammatischen Analyse (Plural Genetiv **šfārdak-k* mit Akzentstelle nach § 6), die von *caqrālā* aufgrund des Vergleichs mit *caqrāl* (mit Akzentstelle nach § 2) nach § 8. Geht man nun von der – freilich erst noch zu rechtfertigenden – Annahme aus, die drei Verse seien metrisch gleichgebaut, so ergibt sich für das dritte Metrum von 11,1 und für das zweite Metrum von 11,9 jeweils ein Anapäst und somit der Wortakzent *šfaraxād* bzw. *ārtīmuā*. Die Anfangsbetonung von *ārtīmuā* wird durch die Bestimmung des ersten Metrums von 11,9 als Kretiker bestätigt.

Geht man zur metrischen Analyse vollständiger Gedichte über, so muß man sich über einige Besonderheiten der Verstechnik klar werden. Poetische Lizenzen bestehen hinsichtlich der silbischen Liquiden (usw.), die –

²¹ Die Zuweisung des Akzentsitzes erfolgt aber natürlich nicht mehr nur Silbe für Silbe, sondern – unter Auswertung der (bis zum Erweis des Gegenteils zuzugestehenden) Annahme eines kulminativen Akzents – Wort für Wort. Dadurch erhält z. B. die Form *iskōś* nicht die Akzentformel × ◡ (mit '×', weil *i* an sich akzentuell unbestimmt ist), sondern ○ ◡ mit Annahme von Unbetontheit von *i*, weil der pro unkomponierter Wortform (als solche gilt *iskōś* in der bisherigen Forschung) nur einmal zu vergebende Akzentsitz bereits durch das *o* okkupiert ist. Man kann also bei genauerer Betrachtung mehrere Sicherheitsgrade der Akzentzuweisung an Mehrsilbler feststellen. In *wic* (11,2), *mrwaād* (11,1 mit ursprünglichem **r* im Hinblick auf die Variation der Vokalanaptyxe in *mrwaād*) und *wānraś* (zweite Silbe bestimmbar durch 11,11 *wānraś* < **wānraś* + *k* → *š* [m. E. kongruent mit dem folgenden Plur. Dat. *esrar*], sowie in den Einsilblern (sofern nicht schwachtonig) sind sämtliche Silben einzeln bestimmbar (nur daß *i* in *wic* 'ich errichtete' wegen anderweitiger Indizien für mögliche Enklise einer finiten Verbalform gewissen Zweifeln unterliegt), in *arē*, *iskōś*, *āstrkōl*, *caqrālā* bleibt die erste Silbe bei Einzelbewertung offen, bei *katarēd* und *saristrōś* die beiden ersten Silben, bei *šfarwad* und *ārtīmuā* der gesamte Wortkörper.

rig *srmlis* (endbetont) eine plausible Ratio für den Wechsel *ir* ~ *r* abt²⁶.

Schon jetzt werden die Baugesetze der Verse in Umrissen erkennbar. Die Reservierung des Versausgangs für den achterlastigen Anapäst muß mit der Betontheit des stets in Endstellung erscheinenden Reimvokals zusammenhängen. Generell läßt sich sagen, daß in den beiden Gedichten Nr. 11 und 12 die zweite Vershälfte stärker zum Anapäst neigt als die erste. Maßgeblich für den Klang des Verses scheinen die Vokale der dritten Silbe (× ◡ ◡) zu sein. Da aufgrund der Beschaffenheit des phonologischen Inventars für die Besetzung der Hebungen die volle Vokalpalette zur Verfügung steht, für die der Senkungen aber nur die „Eckvokale“ (a, i, u) wie sonantische Liquiden (usw.), wird der akzentuierende Verstoß durch eine kontrastreiche Klangmelodie wirkungsvoll unterstrichen.

Da die lydische Poesie die erste konsequente Reimtechnik in der Literaturgeschichte aufzuweisen hat²⁷ und auch im Hinblick auf die griechische Lyrik (silbenzählende äolische Verstechnik²⁸; Chorlieder des attischen Dramas) vergleichend zu untersuchen ist, sollte sie als des allgemeinen Interesses würdig erachtet werden. Vielleicht kann die hier neu vorgeschlagene Akzentlehre zu einer künftigen Belebung der einschlägigen Forschung führen.

Lieblstraße 35
D-8400 Regensburg

Heiner Eichner

²⁶ Vgl. demgegenüber Gusmani, *Lyd. Wb.*, 1. Erg. (wie Fußn. 18), 23 (§ 15): „Ungeklärt bleibt dagegen der isolierte Wechsel *ir* (*yr*) ~ *r* bei *sirma-* (*syрма-*) gegenüber *srmlis*“. Auch Gusmanis vorhergehende Feststellung erweist sich als problematisch: „Als Ablaut könnten dementsprechend Fälle wie *karff(-to)-* neben *-jkorfi-* (aus **krfi-*?) aufgefaßt werden ...“. Hier liegt nun die Annahme weitaußer, daß unter dem Akzent (**fa-kórfi-*) die Disposition zur assimilatorischen Realisierung *a* > *e* vor Liquida plus Labial zum Tragen gekommen ist. Ähnlich *e karffós* (vgl. noch *saw-korb-lós*; zu *fakórfid* (vgl. noch *saw-kórfi*)) verhält sich leicht auch *én-tarf-lód* (mit *bl-tarw-lód* und anderem) zu *kan-tóru* und etwa *trudal-tróll* – um nur bereits in der Literatur zu findende Thesen zur Identifikation partieller Allomorphe aufzugreifen.

²⁷ Ein anatolisches Analogon mit zwei reimenden Elfsilblern (Struktur -◡◡-◡◡; ◡◡-◡◡-) vermutete ich im Sidetischen (3./2. Jh. v. Chr.), doch die betreffenden Sätze erst im Zuge eines komplizierten Entschlüsselungsverfahrens als solche zu identifizieren. Ich komme auf diesen Fall anderweitig zurück.

²⁸ Um nur einer ganz oberflächlichen Vergleich zu geben: Bewertet man die ersten Eingangssilben des lydischen Dodekasyllabus als „äolische Basis“ und zieht im letzten Fuß eine der beiden Kürzen, so erhält man unter anderem einen *tr* (× × -◡◡-◡◡-◡◡-), der als ein -um einen Daktylus erweiterter -skemonis aufgefaßt werden könnte.